

# Sonne, Mond und Krieg

Die Nuba: Leni Riefenstahls Bilder machten sie einst bekannt. Heute sucht das Volk aus Sudan Schutz in Höhlen und Felsspalten – vor den Bomben des Regimes in Khartum. Ein Frontbericht.

Von Arne Perras

**Tabanja** – Am Nachmittag um vier ist die schlimmste Hitze überstanden. Die Kämpfer haben sich in ihren Erdlöchern ausgeruht. Nun feuern sie wieder aus allen Röhren auf den Feind.

Commander Kuku Jaz Kwa kommt den Berg heruntermarschiert, Schweiß läuft ihm über den kahlgeschorenen Kopf. Oben auf der Kuppe hat er die Front inspiziert, die 1000 Meter südlich in Toroge verläuft. Seine aufständischen Kämpfer liegen dort in den Hügeln und beschließen Stellungen der sudanesischen Armee. Das Trommeln der Maschinengewehre hallt über die Berge, manchmal ist der dumpfe Schlag eines Mörsers zu hören. „Wir werden den Feind verjagen“, sagt der Rebellen-General, als er sich erschöpft unter einem Mangobaum niederlässt. Er stürzt einen Becher Wasser hinunter und sagt: „Wenn wir hier fertig sind, marschieren wir nach Khartum.“

In der Hauptstadt Sudans herrscht der größte Feind der Aufständischen, Diktator Omar al-Baschir. Er putschte sich 1989 an die Macht, der Internationale Strafgerichtshof hat gegen ihn Anklage wegen Völkermordes in Darfur erhoben, doch Baschir regiert noch immer. Sein Palast in Khartum liegt 550 Kilometer weiter nördlich, aber der Arm des Regimes ist lang, was die Rebellen in den Nuba-Bergen nun zu spüren bekommen. Um 17.15 Uhr sendet ein Spähposten den Funkpruch: „Feindliche Mig im Anflug.“

Jetzt bleiben noch drei Minuten. Der General springt von seinem braunen Plastikstuhl und winkt mit dem Stock. Es heißt Deckung nehmen in einem der Erdlöcher, die seine Männer ausgehoben haben. General Kwa aber bleibt stehen und sucht den Himmel ab. Erst ist das Rauschen zu hören, und um 17.18 Uhr tauchen die Kampfjets auf. Zwei Mig-29 ziehen einen weiten Kreis um den Berg. Das Flugabwehrgeschütz, das die Rebellen hinter zwei strohgedeckten Hütten in Stellung gebracht haben, würde jedes Militärmuseum schmücken. Aber hier hat es noch nicht ausgedient. Dreimal feuern die Rebellen auf den Gegner, aber die Jets holen sie nicht vom Himmel.

Dann sind zwei dumpfe Schläge im Westen zu hören, als die Kampfflugzeuge ihre Bomben abwerfen. Auch sie verfehlen ihr Ziel. „Sie versuchen, unsere Artillerie zu treffen“, sagt Kwa, „das werden sie nicht schaffen.“ Etwas anderes will sich der Commander nicht vorstellen. Wenn die Schlacht um Toroge verloren geht, steht es schlecht um die Rebellen.

Krieg in den Nuba-Bergen: Seit Juni 2011 wird hier, nahe der Grenze zwischen Nord- und Südsudan, erbittert gekämpft. Regierungstruppen versuchen, die Aufständischen der SPLA-N (Sudanesisches Volksbefreiungsarmee-Nord) zu besiegen. Nur sehr wenig dringt von diesem Drama nach außen. Khartum hat das Gebiet der aufständischen Nuba nahezu abgeriegelt, kaum ein Beobachter gelangt hinein in die Kriegsprovinz Südkordofan. Und wenn es doch gelingt, ist es umso schwieriger, wieder herauszukommen. So leiden die Menschen im Verborgenen. Die Welt blickt in andere Richtungen. Doch Hunderttausende Nuba fürchten, von den Herrschern in Khartum ausgelöscht zu werden. Baschirs Feldzug richtet sich nicht allein auf militärische Ziele. Das Regime bombardiert die Berge überall, es macht kaum einen Unterschied zwischen bewaffneten und unbewaffneten Nuba.

Über die abgelegenen Berge und seine Menschen wusste die Welt lange fast nichts. Erst die Fotos von Leni Riefenstahl aus den sechziger Jahren machten die Nuba bekannt. In den Augen Riefenstahls waren das „noch so ursprüngliche ungeschuldige und schöne Menschen“, wie es sonst nirgendwo mehr gab. Ihre Fotos pflegten einen fragwürdigen Körperkult, sie verkündeten muskulöse nackte Männer zu Ikonen der Wildnis. So erzählen die Bilder vielleicht mehr über die Fotografin als über die Nuba selbst.

**Nachts träumt er von den Bombern. Er hört das Dröhnen, erschreckt hoch und zittert.**

Heute ersehnen diese Menschen Schulen, Straßen und Kliniken. Sie wollen sich weiterentwickeln, sie wollen mitreden über ihre Zukunft und sich nicht mehr von einem rassistischen Regime kommandieren lassen, das sie als minderwertige Menschen einstufte. Ob die Rebellen die Freiheit für die Nuba erkämpfen können, ist ungewiss. Manche fürchten, dass Khartum die afrikanischen Bauern zurück in die Steinzeit bomben könnte.

Seitdem sich Südsudan 2011 von Khartum gelöst und einen eigenen Staat gegründet hat, versucht Baschir, sein Reich im Norden irgendwie zusammenzuhalten. Er tut dies mit der eisernen Hand der Armee. Er versucht, die wachsende Opposition mit Gewalt niederzudrücken – in Darfur, in Blue Nile State und auch in Südkordofan, wo die Nuba leben. Das kann auf Dauer kaum gelingen, denn mit jedem Schlag wird der Zorn der Gegner größer. Baschir tut es trotzdem. Ein Regime tötet, um zu überleben.

Für viele Nuba gibt es nur einen Weg, um sich vor den Luftangriffen zu schützen. Sie verkriechen sich in Höhlen. Das tut auch Nejumi Kodi, ein 22-jähriger Schüler. Er würde viel dafür geben, jetzt in seiner Klasse sitzen zu können. Aber sein Internat ist seit Ausbruch des Krieges geschlossen.

Der Schüler Kodi lebt jetzt in Tungoli, einer Gegend, die jeden Geologen begeistern müsste. Baumhohe runde Steine tür-

men sich zu ganzen Bergen auf – als hätte ein Riese vor langer Zeit einen Sack Murneln in der Savanne ausgeleert. Zwischen den Felsenhaufen, die in der Sonne schimmern, öffnen sich Höhlen und Spalten. Eine hat Kodis Familie bezogen. Und dort hütet der junge Mann seinen größten Schatz. Kodi trägt das blaue Trikot der sudanesischen Fußballmannschaft, er spricht flüssiges Englisch und an diesem späten Vormittag führt er hinein in den Berg. Man muss tief in die Hocke gehen, um hineinzuwühlend, nach einem schmalen Gang öffnet sich im Innern ein hoher Raum, in dem Kodi aufrecht steht. Weiße Lichtstrahlen fallen durch die schmalen Spalten im Fels. Es ist angenehm kühl hier, während die Temperaturen draußen schon auf mehr als vierzig Grad im Schatten geklettert sind.

An der Felswand in der Ecke hat die Familie ihr Hab und Gut gestapelt. Einen Sack Sesam, Töpfe, Schüsseln, Gläser. Und eine große Plane. Nachts richten sie hier das Bett für die Großmutter her, sie kann nicht mehr schnell laufen. Alle anderen campieren draußen. Wenn Gefahr von oben droht, schlüpfen sie hinein.

In einer Nische liegt ein verbeulter grüner Metallkoffer, den Kodi jetzt behutsam öffnet. Er greift hinein und zieht seine Schulhefte heraus. Sie hat er gerettet, und darauf ist er sehr stolz. Er bläst den Staub von den Umschlägen, und nun sieht man, dass jedes Heft mit dem gleichen Porträt bedruckt ist. Es zeigt einen lächelnden Mann mit Brille und weißem Turban: Präsident Omar al-Baschir, der die Bomben auf die Nuba wirft.

Wer durch Kodis Hefte blättert, merkt bald, dass der Mann ein äußerst akkurater Mensch ist, er schreibt wie gestochen. In sein Biologie-Heft hat er ein Mikroskop gezeichnet und jedes Teil akribisch beschriftet. Die Naturwissenschaften sind Kodis Leidenschaft. „Vielleicht kann ich mal Arzt werden“, sagt er. Aber dazu müsste erst der Krieg enden – oder Kodi die Berge verlassen, wie es nun viele tun. Auch er will weg. Aber noch weiß er nicht recht, wie er das anstellen soll.

Tags träumt er vom Unterricht, das Lernen fehlt ihm. Nachts träumt er von den Bombern, sie machen ihm Angst. Er hört das Dröhnen, er erschreckt hoch aus dem Schlaf und zittert. Aber wenn er dann nach draußen kriecht, sieht er manchmal nur die Sterne funkeln. „Das passiert mir

jetzt öfters“, sagt Kodi, als müsse er sich dafür entschuldigen. Doch jedes Nuba-Kind kennt das Dröhnen der russischen Transportmaschinen vom Typ Antonov. Khartum nutzt sie, um Bomben über den Berg abzuwerfen. Die Sprengsätze werden hinten aus der Ladeluke gerollt. Richtig zielen können die Angreifer so nicht, aber vielleicht kommt es ihnen darauf gar nicht an. Irgendwo wird der Sprengsatz explodieren und Panik auslösen.

Nicht immer töten die Bomben, aber weil sie in so großer Zahl vom Himmel fallen, zermürben sie die Menschen. Die Bomben haben eine Botschaft: Ihr könnt euch nirgendwo sicher fühlen, nicht auf euren Feldern und nicht in euren Hütten. Die Antonovs fliegen Tag und Nacht. Viele Nuba halten das nicht mehr aus und fliehen. Vermutlich will Khartum genau das erreichen. Die Nuba sollen die Berge räumen, damit das Regime die guten Böden an andere vergeben kann.

Die junge Mutter Roda Tutu ist schon geflüchtet. Sie kommt vom Frontgebiet um Toroge und hat sich über die Grenze nach Südsudan abgesetzt. Dort liegt das Camp Yida, wo schon 30 000 Nuba

Schutz suchen. Zwei Tage hat Frau Tutu hierher gebraucht, ihre vier Kinder sind krank und hungrig. Die Jüngste ist eineinhalb und hustet schlimm, die drei älteren Jungen starren mit weiten Augen durch die Gegend, als würde sie das alles gar nichts mehr angehen, was um sie herum vorgeht. Völlig verstört wirkt Juma, der Älteste. Er lehnt apathisch an einem Pfosten. Die Mutter sagt, er habe da draußen seine Freunde sterben sehen, seither spreche er nicht mehr viel. Und wo ist der Vater? „Er kämpft für uns an der Front“, sagt die Mutter. „Das muss er auch, denn es gibt keine Freiheit für uns Nuba.“

Seit langem schon sind die Nuba ein geknechtetes Volk. In früheren Jahrhunderten mussten sie sich vor arabischen Sklavenjägern verstecken. Doch auch in der jüngeren sudanesischen Geschichte sind sie stets die Verlierer gewesen. Als die SPLA-Rebellen des Südens ihren Krieg gegen Khartum führten, schlossen sich viele Nuba dem Freiheitskampf an. Doch ihre Berge liegen in Nord Sudan. Als die Kriegsparteien 2005 einen Frieden unterzeichneten, der dem Süden 2011 schließlich den eigenen Staat brachte, blieb das

Schicksal der Nuba ungewiss. Eigentlich war vereinbart, dass auch sie Mitsprache über ihre Zukunft bekommen sollten. Daraus wurde nichts. Fünf Jahre lang testeten beide Seiten, ob sie zusammenarbeiten können. Doch dann eskalierten die Spannungen erneut. So tobt nun ein zweiter großer Krieg in den Nuba-Bergen.

Ohne den ersten ist er nicht zu verstehen. Denn damals, in den neunziger Jahren, hatten islamistische Hardliner um Baschir versucht, die Nuba zu vernichten. Nuba wurden gejagt, vergewaltigt, getötet. Die neuen Herren raubten ihr Land und siedelten Tausende Bauern in sogenannte Peace Camps um, ein perverter Name für Orte, wo Frauen und Männer getrennt und systematisch gequält wurden.

Es geht in diesem Konflikt nicht um Religion, auch wenn Khartum behauptet, dass die Regierung den Islam gegen den Ansturm der Ungläubigen verteidigen müsse. Unter den Nuba gibt es Christen und Muslime, häufig sogar in einer Familie. Andere hängen ihrem alten animistischen Glauben an. Niemand kämpft hier um eine religiöse Überzeugung. Es ist die Angst, ausgelöscht zu werden, die viele in den neuen Krieg getrieben hat.

Unter den Nuba gibt es zahlreiche Ethnien, jede hat ihre eigene Sprache entwickelt. Aber sie alle verstehen sich doch als schwarze Afrikaner. Ihr Misstrauen gegenüber der regierenden Clique in Khartum, die sich als Herrenklasse aufspielt und sich dabei auf ihre arabischen Wurzeln beruft, sitzt tief.

Dennoch: Nicht alle Nuba stehen hinter der Rebellion, auch wenn man das bei dieser Reise durch die sogenannten befreiten Gebiete nicht unbedingt merkt. Denn hier herrscht die SPLA-N, deren Commander gerne behaupten, das Volk stehe geschlossen hinter den Aufständischen. Jenseits dieser Gebiete aber herrscht die Regierung und auch dort leben Nuba. Manche von ihnen kämpfen sogar in der Armee. Die Rebellen sagen, dass „die Nuba drüben“ gekauft sein müssen oder per Gehirnwäsche umgedreht wurden. Aber Kirchenleute sagen, dass es auch solche gibt, die den Kampf ablehnen. Sie glauben, dass die Not dadurch noch größer wird. Sie haben sich arrangiert mit den Machthabern – oder wollen es versuchen.

„Seid einig und kämpft für die Freiheit“, hat ein Nuba als Graffito auf einen



Der Feind kommt von oben: Ein Nuba hält Ausschau nach Kampfflugzeugen der sudanesischen Armee.

Fotos: Jürgen Escher/laif

Felsen in Tungoli gesprüht, dort, wo die Menschen in den Höhlen kauern. Aber ein sehr alter Nuba beklagt: „Unsere Schwäche ist es, dass wir nicht alle zusammenstehen können.“ Und je länger der Krieg dauert, umso schwieriger wird es, zu überleben. Schon bald dürften die Vorräte knapp werden. Und einen „humanitären Korridor“, wie ihn die Vereinten Nationen fordern, öffnet Khartum nicht.

Kein Landstrich der Welt ist derart abgeschieden, nicht einmal der Konzern Coca-Cola hat es hierher geschafft. Das Getränk gibt es im hintersten Urwaldnest in Kongo noch zu kaufen, nicht aber in den Nuba-Bergen. Für 400 000 Menschen gibt es zwei Kliniken, eine davon hat die deutsche Organisation Cap Anamur vor vielen Jahren aufgebaut. Das war echte Pionierarbeit und ist bis heute ein Beispiel, was Helfer in extremen Situationen leisten können, wenn sie standfest sind und gute Nerven haben.

Kämpfen und endlich siegen: Das will der SPLA-Soldat Ali Abdallah, der östlich der Front auf den Befehl zum nächsten Angriff wartet. Und ist er nicht unverwundbar? „Hijab“, sagt er strahlend und zeigt auf das Amulett, das er um den Hals trägt: Eine Kauri-Muschel mit einem winzigen Täschchen aus Ziegenleder, in das Verse des Koran eingenäht sind. „Nimm die Kalaschnikow und schieß auf mich, du wirst sehen, es geschieht mir gar nichts“, sagt er. Sein scharfer Atem und das seltsame Lächeln verraten, dass er schon einige Becher Hirsebiere getrunken haben muss. Das Amulett und ein Päckchen Wurzeln habe ihm ein Heiler für den Kampf verschrieben, sagt er. Für umgerechnet 25 Dollar, was hier viel Geld ist.

**Plötzlich denkt man an ein Gemälde in der Pinakothek: Die Alexanderschlacht.**

Der 33-Jährige trägt eine braune Sturmhaube, die in ihrem früheren Leben vielleicht einem Skifahrer gedient hat. Aber nun trägt sie Abdallah, der Unverwundbare, bei 40 Grad im Schatten. Und er will sie nicht missen.

Abdallah und ein Dutzend weitere SPLA-Kämpfer haben sich unter einem Feigenbaum versammelt, sie sitzen die Mittagshitze aus. Zweihundert Meter entfernt, nicht weit vom Brunnen des Ortes Dar, liegt ein ausgebrannter Panzer vom Typ T-54. Auch den haben sie abgeschossen, sagen die Rebellen. Aber sie haben nur wenige Granaten, die Panzer durchschlagen können. Khartum kauft indes immer neue Waffen. Wer Commander Kwa darauf anspricht, bekommt zu hören, dass sie das neue Gerät dem Gegner schon abjagen werden. Aber wie lange sie der militärischen Übermacht standhalten, ist ungewiss.

Durch das Flüchtlingscamp Yida im Süden rauschen eines Nachts neun große Laster, auf jedem drängen sich 80 SPLA-Kämpfer. Von den Flüchtlingen werden sie jubelnd begrüßt, als sie über die staubige Piste donnern. Das ist die heimliche Verstärkung aus Südsudan. Die Regierung in Juba streitet ab, dass sie die Nuba-Rebellen über die Grenze hinweg unterstützt. Genauso wie Khartum angeblich gar nichts weiß von Waffen, die aus dem Norden an aufständische Milizen im Süden geliefert werden. Beide Staaten wollen sich gegenseitig schwächen, und so kann es passieren, dass die Kämpfe in den Nuba-Bergen einen noch größeren Krieg zwischen Khartum und Juba entfachen.

An der Front in Toroge wird am Abend des 6. Februar immer noch gekämpft. Die Mig-Bomber sind inzwischen fort, weshalb Commander Kuku Jaz Kwa den Weg auf den Berg wieder frei gegeben hat. Über schwarze Felsplatten geht es den Hang hinauf. Oben auf der Kuppe türmen sich große Felsblöcke, die Deckung bieten. Aber hier lagern keine Soldaten, sondern Kinder. Stumm sitzen sie in einer Reihe, mit dem Rücken zur Wand, während hinter ihnen der Gefechtslärm donnert. Frauen tragen hastig Wasserkanister über den Berg und kochen in großen Töpfen Hirsebrei. Auch einige Männer stehen herum. Sie sagen, dass sie aus Toroge geflohen seien, als die Regierungstruppen vorrückten. Nun warten sie darauf, dass die SPLA den Ort zurückerobert.

Plötzlich starren alle nach oben. Weil es so lärmst an der Front, hätte man das Dröhnen am Himmel fast überhört. Dort oben fliegt wieder eine Antonov. Kinder schreien. Mütter schieben sie schnell hinein in die Höhlen. Die Luftwaffe wird an diesem Abend 19 Bomben abwerfen, links und rechts, kreuz und quer. Die Einschläge sind auch in den Löchern zu hören, in die sich jene verkriechen, die keine Höhle haben. Die Toten zählt niemand.

Im Westen versinkt nun die Sonne, ein glühender Ball. Im Osten steht schon der Vollmond im kalten Licht. Tag und Nacht liegen sich gegenüber. Das sieht wie eine kitschige Kulisserie aus, vor der man beinahe vergessen könnte, was tatsächlich in den Bergen geschieht. Sonne, Mond und Krieg. Menschen töten Menschen. Und die Kinder starren in die Nacht.

Plötzlich muss man an ein Gemälde denken. Es hängt weit weg, in der Münchener Pinakothek. Albrecht Altdorfer. Die Alexanderschlacht. Nur dass es im antiken Isos gerade Tag wird und der Mond verblasst, als der Feldherr Alexander das Heer der Perser besiegt. Auf dem Bild ist das Tal übersät mit Soldaten. Hier, in den Hügeln Afrikas, ist von den Nuba-Kämpfern nicht viel zu sehen. Sie liegen versteckt in ihren Gräben. Nur das Trommeln der Gewehre und das Feuerwerk der Leuchtpurmunition erzählen von der Schlacht um Toroge, die niemals ihren Maler finden wird.



Sobald ein Späher ein feindliches Flugzeug entdeckt, bleiben noch drei Minuten, damit sich die Menschen in ihren Höhlen verstecken können.